

Anfänge einer breiteren Publizistik fiel. Die Entscheidungsprozesse der Senate und Regierungen werden ausführlich dokumentiert und die Rolle Bürgermeister Smids von Bremen präzisiert. Wenn V. aber die Reaktionen der Gemeindevertreter in den Hansestädten (121), welche den eigenen Behörden zustimmten, als sie ihnen den Kontakt mit dem neuen apostolischen Vikar verboten, „im allgemeinen Zusammenhang der Verfallserscheinungen im Vikariat“ beurteilt, wird er mir darin dem Zwiespalt zwischen städtischem Solidaritätsgefühl und kirchlicher Mitgliedschaft nicht gerecht. Auch scheint mir fraglich, ob die sehr ausführliche Zitation der zahlreichen Zeitungsartikel nötig war. Einige gezielte Zusammenfassungen (wie etwa S. 143) wären praktischer gewesen. Eine preußische Einflußnahme auf die Ablehnung Laurents ist übrigens am stärksten gegenüber Dänemark und über dessen diplomatische Kanäle spürbar (169/194). Der preußische Druck auf Hamburg läßt sich – wie bereits von mir herausgestellt – kaum verifizieren, wird von H. jedoch deutlicher akzentuiert. Die Aversion der Stadtstaaten, vor den preußischen Karren gespannt zu werden, erscheint ihm ebenfalls als das entscheidende Motiv (189). Wichtig ist auch die Feststellung, Österreich habe aufgrund der preußischen Abneigung gegen den Plan eines hauptamtlichen apostolischen Vikars befürchten müssen, daß dies Projekt sich zu einer Angelegenheit des ganzen deutschen Bundes ausweiten könne (91). Eine thematische Zusammenschau der gegen Laurents Amt ins Feld geführten Argumente (S. 209–237) zeigt die Divergenzen zwischen den seelsorgerlichen Absichten Roms und dem rein politischen Vorgehen der Staaten auf. Ein vierter Teil beschreibt die Bemühungen der päpstlichen Behörden, den Amtsantritt des inzwischen geweihten Bischofs doch noch zu ermöglichen (S. 241–318), eine Aussicht, die hauptsächlich von Österreich abgeändert wurde, weil es darauf bestand, den päpstlichen Plan durch Benennung einer anderen Person zu retten. Zu fragen wäre jedoch, ob die Abneigung Metternichs gegen Laurent nicht mehr dessen kirchenpolitischer Einstellung galt als der Person des „Eiferers“. Im fünften Teil (S. 321–354) ist die Ernennung Lüpkes zum apostolischen Vikar dargestellt, welche den späteren Übergang des Vikariates in das Bistum Osnabrück einleitete. (Der Bischofsvikar wurde zwar 1958 für Hamburg bestellt, er hat jedoch erst 10 Jahre später auch in Hamburg selbst – vorher nur in Reinbek – Wohnung genommen). Dieser Abschnitt ist durch das Heranziehen der kopenhagener Akten besonders wertvoll geworden. Bei der Beurteilung der Ernennung Lüpkes werden allerdings der Kompromißcharakter und die damalige Situation des Bistums Osnabrück zu wenig berücksichtigt.

Das sehr ausführliche Werk bereichert unsere Kenntnis dieses Zeitabschnittes erheblich. Die Formulierung des Obertitels: Kampf um... wird der behutsam wertenden Darstellungsweise allerdings nicht gerecht.

*Georgsmarienhütte*

*Wolfgang Seegrün*

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben von Hans-Joachim Birkner u. a.: Fünfte Abteilung (Briefwechsel und biographische Dokumente), Band 1: Briefwechsel von 1774–1796. Herausgegeben von Andreas Arndt und Wolfgang Virmond, Berlin, New York 1985.

Schon bald nach Schleiermachers Tod haben seine Briefe selbstverständlich Bedeutung für das Bild seiner Person gewonnen. Aus der heutigen Sicht einer untergegangenen Briefkultur ist das nur deshalb selbstverständlich, weil in damaligen Zeiten sich noch ein bedeutender Anteil des Gesamtlebens einer Persönlichkeit in Briefen spiegelte. Neben amtlicher Korrespondenz und ihrem gewissen Unterwürfigkeits- bzw. Hoheitston, je nachdem auf welcher Stelle der Schreiber gerade stand, neben vielen schlichten Gelegenheitschriften, die nichtssagend nur das eigene Vorhandensein signalisierten, neben diesem allen bietet damals der Brief die Gelegenheit zur kommunikativen Selbstreflexion, zur Spontaneität, zum Etwas-In-Bewegung-Bringen und zur vertraulichen Intimität.

Die Briefe gewähren so Einblicke in das Wesen einer Persönlichkeit. J. Chr. Gaß hat 1852 seinen Briefwechsel mit Schleiermacher ediert, und die Familie hat mit der Heraus-



gabe von Familien- und Freundschaftsbriefen schon 1858 und dann 1860 in zweiter, erweiterter Auflage dem dringenden Bedürfnis entsprochen. W. Dilthey hat dazu den dritten und vierten Band 1861 bzw. 1863 beigesteuert; beide enthalten im Wesentlichen wissenschaftliche Erörterungen.

Schon damals hat man versucht, ein weihevolleres Bild Schleiermachers und auch seiner Umgebung zu stilisieren. So hat man gewisse Briefe unterdrückt, z. B. aus der Korrespondenz mit seinem Vater, man hat in tendenziösen Auszügen zitiert oder Stellen in den Manuskripten einfach unlesbar gemacht aus Rücksicht auf andere Personen (z. B. in dem Briefwechsel mit dem Grafen Dohna).

Die neue Ausgabe arbeitet alle anderen vorliegenden Briefsammlungen, auch die aus dem Literaturarchiv (1909–1916) und die von Meisner (Brautbriefe, 1919; Familien- und Freundschaftsbriefe 1920/1923) kritisch ein. Die Ausgabe umfaßt den Briefwechsel bis zur Übersiedlung nach Berlin 1796. Das sind 326, zum Teil erschlossene Briefe. 42 Briefe (36 an ihn und 6 von ihm) werden dabei erstmals veröffentlicht.

Die Herausgeber bieten eine knappe historische Einführung, die hinreichend auch für den Nichtkenner ist (S. XXVI–XXXV). Sie beschreiben und verzeichnen dann in wenigen Sätzen jeden einzelnen Briefwechsel. Ganz besonders dieser Abschnitt erleichtert das Studium der Briefe sehr, weil so leicht ein Blick in die Verästelungen der Schleiermacherschen Beziehungen aufgetan wird. (S. XXXV–LXX). Breiten Raum nehmen die Familien- und Freundschaftsbriefe ein. Natürlich sind die Briefe der Schwester Charlotte ganz besonders schön zu lesen, weil die Geschwister eine herzliche Offenheit verband. Der Vater wachte über diese Korrespondenz und neckte Charlotte wegen ihrer Verehrung für den Bruder. Als das Schwesternhaus in Gnadenfrei im August 1792 abbrannte, verbrannten auch die Briefe Schleiermachers an Charlotte. Dieser für uns harte Verlust veranlaßte den Vater zu der spöttischen Bemerkung: „Deine Götzen sind also dahin“ (Brief Nr. 220 und 221, S. 297). Allerdings hat es wohl Abschriften der Briefe gegeben, deren komplizierte Überlieferungsgeschichte auf eine gemeinsame Quelle hin rekonstruiert wird (S. L), so daß auch diese Korrespondenz dokumentiert werden kann (43 Briefe, einer im Faksimile, S. 6 f.).

Der Sachapparat wartet wieder mit gründlicher Information auf, die man von der Gesamtausgabe gewohnt ist und die den Rezensenten immer wieder begeistert. Durch die überaus sorgfältige, an den nötigen Stellen zurückhaltende Anordnung der Zitate (z. B. die Briefe betreffend Schleiermachers Trennung von der Brüdergemeinde) durch Verweise und Erläuterungen der Anspielungen wird der Leser zwar umfassend informiert, aber nicht aufdringlich geängelt.

Sehr schön dokumentiert ist nun auch der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn in den schwierigen Wochen Anfang 1787, als Schleiermachers Glaubenskrise den Abschied von Herrenhut erzwang. Auf Grund eines Fundes im Archiv des de Gruyter Verlages ist besonders der Wortlaut dieser Briefe nun sicherer. Für mich wurde hier noch einmal deutlich, daß der Vater trotz aller Enttäuschung, allem Unverständnis und allem Gepolter seinen Sohn nicht fallen läßt, sondern seinem Wunsch nachgibt, in Halle sich „zu einem Schulamt tüchtig zu machen“ (Brief 54, S. 56).

Und man kann sehen, wie gründlich das Söhnchen den Abschied schon vorbereitet hatte. Zwar bittet er den Vater um Erlaubnis für den Wechsel. Aber ohne die väterliche Antwort abzuwarten, hat er schon am 12. 2. einen Brief nach Halle geschrieben, um sich genau umzuhören. Zum künftigen Lebensunterhalt schickt er ihm ein Schema der nötigsten Ausgaben mit der Bemerkung, sie würden sich verringern, weil er „keinen Kaffee“ trinkt. Wäsche und Kleidung dagegen brauche er dringend, „weil ich in Halle nicht so gehen kann, wie hier“ (S. 58). Und an Onkel Stubenrauch in Halle hat er auch schon geschrieben, ohne väterliche Erlaubnis, die in ihn post festum erreicht. Der Vater aber kennt den studentischen Urheber des Schemas („eines reichen Mannes Sohn“) und lehnt den Finanzplan ab. Dennoch schreibt er selber an den Onkel um Unterstützung und gibt Ratschläge . . .

Spannend fand ich noch die kleine religionsphilosophische Abhandlung über Wissen, Glauben, Meinen (Brief 326), die wohl an Graf Wilhelm Dohna gerichtet und im September 1796 geschrieben ist. Kant ist allgegenwärtig und dennoch ist schon das Flügel-



schlagen zu hören: Eine Religion, die bei der reinen Vernunft stehen bleibt, findet „ein sehr ehrerbietiges Urteil über solche positiven Religionen . . . , welche der Moralität gemäß sind; . . . aber das geht verloren, daß ich eine derselben als eine unmittelbare übernatürliche Offenbarung annehme“ (S. 427). Da muß dann ein anderes Interesse hinzutreten. Kants Religionsphilosophie ist für den jungen Schleiermacher abstrakt und mißachtet die gelebte Religion ebenso, wie sie den Anspruch auf Absolutheit des Christentums zersetzt.

Die Beachtung dieses Bandes ist ein „Muß“ für alle zukünftigen Arbeiten über den jungen Schleiermacher.

Wuppertal

Peter Steinacker

Martin Kiunke: Johann Gottfried Scheibel und sein Ringen um die Kirche der lutherischen Reformation. (Kirche im Osten, Bd. 19). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1985. VII + 478 Seiten.

Es ist in mehrfacher Hinsicht verdienstvoll, daß das Ostkirchen-Institut in Münster (Westfalen) unter Leitung von Professor Peter Hauptmann mit dieser Veröffentlichung ein Standardwerk zur Geschichte der preußischen Altlutheraner wieder allgemein zugänglich gemacht hat. Das Buch bietet den fotomechanischen Nachdruck der 1941 als Privatdruck bei Pillardy in Kassel erschienenen Erstaufgabe einer Untersuchung des altlutherischen Pastors und späteren Kirchenrates Martin Kiunke (1898–1983). Kiunke hatte diese von Hermann Sasse (1895–1976) betreute Dissertation 1939 in Erlangen vorgelegt. Die ohnehin kleine Druckauflage wurde durch Kriegseinwirkungen weiter dezimiert. Der Verlust war umso höher zu veranschlagen, da die von Kiunke benutzten Archivbestände des Breslauer Oberkirchenkollegiums bei Kriegsende großenteils verloren gingen. Schon aus diesem Grund ist Kiunkes Buch unüberholbar. Hinzu kommt, daß es auch in anderer Hinsicht als epochemachend gelten kann. Reichlich hundert Jahre nach der Entstehung der altlutherischen Bewegung in Schlesien leitete Kiunkes Buch die Phase der kritischen Auseinandersetzung der Altlutheraner mit ihrer eigenen Geschichte ein. Kiunke legt als erster eine unter Offenlegung der Quellen gewonnene Untersuchung vor. Andere folgen ihm: Ingetraud Ludolphy mit „Henrich Steffens“ (1962), Jobst Schöne mit „Eduard Huschke“ (1969), und in jüngster Zeit Werner Klän mit der „Ev.-luth. Immanuelsynode“ (1985). Zweifellos ist Kiunkes Diktion stärker apologetisch ausgerichtet als die der Späteren. Das liegt in der Natur solcher Pionierleistungen. Inzwischen kann man sagen, daß die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Altlutheraner in ein neues Stadium getreten ist (vgl. *Gerettete Kirche*, hg. von Peter Hauptmann, Göttingen 1987, S. 8). Ob freilich die eher kritisch-distanzierte Betrachtungsweise der neuesten Untersuchungen den historischen Fakten immer besser gerecht wird, mag hier offen bleiben.

Kiunkes Untersuchung gliedert sich in 8 Kapitel, wobei sich jeweils biographische Analysen (Kapitel 2, 4, 6, 8) mit Betrachtungen zur kirchlichen Entwicklung (Kapitel 1, 3, 5, 7) fast regelmäßig ablösen. Kapitel 1 befaßt sich mit den „Wurzeln von Scheibels Persönlichkeit und Wirken“. Kapitel 2 beschreibt „Scheibels Entwicklung zum bewußten Luthertum“. Mit „Scheibels Kampf um die Kirche in den Jahren der Anbahnung der Union“ (Kap. 3) setzt die Schilderung des Unionskampfes ein. Sie wird im 4. Kapitel durch den Blick auf „Scheibels Beziehungen zur Erweckungsbewegung“ unterbrochen. Kapitel 5 stellt den „Agendenkampf in Schlesien und seiner Hauptstadt bis 1830“ dar. Noch einmal unterbricht Kapitel 6 („Scheibel als Theologe“) die verlaufsgeschichtliche Schilderung, bevor sich Kapitel 7 dem „offenen Ausbruch des Kampfes mit der preußischen Staatskirche“ zuwendet. Den Abschluß bildet Kapitel 8, das sich mit „Scheibel im Exil“ (ab 1832) beschäftigt.

Gleich am Anfang formuliert Kiunke seine Hauptthese (S. 6): Scheibels Kampf gegen die Einführung der Union zwischen Lutheranern und Reformierten in Breslau gründet nicht in der Erweckungsbewegung (zu der Scheibel rege Kontakte unterhielt), sondern in der Besonderheit des schlesischen Lutherthums. Bedingt durch die langanhaltende gegenreformatorische Bedrückung unter der Herrschaft der katholischen Habsburger,